

Frucht der Erziehung in „Wilhelmshof“, einer Erziehung, die Disziplin, Kameradschaft und Charakterschulung umfaßt.

In uns aber lebt das Wort von Walter Reyer: „Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen

und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden.“

Anm. Die einzelnen Daten sind dem „Der Deutsche Kulturpionier“, Gedenkstättennummer 1919, entnommen.

Die Judenschlacht in Wendershausen

* * *

Es gab einmal eine Zeit, wo die Juden so dicht in Deutschland saßen, wie die Stare in den Kirschbäumen. Eine nette und freundliche Regierung hielt ihre schützende Hand darüber und sorgte dafür, daß das muntere Völkchen nach Herzenslust plündern konnte.

Die eigentlichen Besitzer der Kirschplantagen reagierten verschieden darauf. Viele fanden sich damit ab, manche begünstigten dieses Treiben und schoren selbst ihre diversen Schäfchen, einige aber hatten einen heißen Zorn im Herzen und jagten gelegentlich einmal einen Schrotschuß unter die freischwärmenden Schwärme.

Als besonderer „Hort der finstersten Reaktionen“ galt in jenen Tagen die Deutsche Kolonialschule. Trotz der entsetzten Abwehr des um die Existenz der Schule bangenden Direktors entwickelten sich S.A. und Stahlhelm in einem so starken Maße, daß die verantwortlichen Herren in Berlin manchen besorgten Blick hinüberwarfen. Die Zeitungen ließen bissige Bemerkungen fallen, in den sozialdemokratischen und kommunistischen Versammlungen wurden heftige Worte gesprochen — es half alles nichts, man hätte sich nur durch eine Auflösung der ganzen Schule die Läuse aus dem demokratischen Schafpelz schütteln können.

Es hatte niemals an besorgten Stimmen gefehlt, welche die Studentenschaft zur Besonnenheit und Mäßigung gemahnt hatten. Diesen Predigern der Mittelmäßigkeit und allen anderen, die noch irgendeinen Zweifel an der aktivistischen Einstellung der Studentenschaft hatten, wurde die richtige Antwort gegeben in einem jähen Ausbruch der Leidenschaft, der als „Die Schlacht bei Wendershausen“ jetzt schon in die ruhmreiche Geschichte der D.A.S. eingegangen ist.

Die S.A. marschierte in weißen Hemden — da die braunen als staatsgefährdend verboten waren — Werra aufwärts nach K-

dorf (?) — Versammlung. Wir sangen — es gab so wunderschöne Lieder damals von Leichensteinen und blutigen Messern . . . Auf der anderen Seite der Werra aber marschierte es auch — kilometerlang — Juden, Juden und nochmal Juden. Sie zogen zum Ludwigstein. —

Die Versammlung ging vorüber wie alle anderen seinerzeit — Zwischenrufe, ein Rausschmiß, Geschrei auf der Straße usw. Dann saßen wir zusammen in der Gaststube des Versammlungslokals, liederfingend, debattierend. Plötzlich schrillte das Telephon.

Keine 20 Sekunden später standen wir angetreten auf der Dorfstraße, die Parole hieß: Wendershausen! Ein Kamerad von uns mit Parteiabzeichen war von den dort lagernden Juden angepöbelt und vom Rade gerissen worden, das mußte „gerochen“ werden.

Während in der alarmierten D.A.S. der Stahlhelm rüstete, die als Hieb- und Stoßwaffe vorzüglich zu gebrauchenden Pulstknüppel (welche für solche Eventualfälle bereits vorsorglich durchbohrt und mit Lederschlaufe versehen waren) aus den Schränken gezogen wurden, und die nichtorganisierten Schlachtenbummler den unfriedfertigen Hut mit der Vaska- und Sportmütze vertauschten, lief die S.A. geräuschlos durch die Wiesen.

An der großen Eisenbahnbrücke auf der Werra-Koppel war Treffpunkt. Die Zeit schlich — endlich kamen die ersten Vortrüppchen, dann der Stahlhelm, zuletzt die Nachzügler in Räuberzivil — 45 Mann, das war alles. Viele, die gern mitgekommen wären, waren in der Stadt und nicht zu benachrichtigen.

Nach kurzer Beratung übernahm der S.A.-Sturmführer das Kommando und im Lauffschritt ging es über die Brücke. Wir näherten uns Wendershausen, der Lärm war weithin hörbar. Die Juden vollführten

ein fürchterliches Getöse in dem größten Saal des Dorfes und tanzten wilde Neger=tänze, daß der Holzfußboden zitterte.

Einige kurze Befehle wurden gegeben, dann trennten wir uns in drei Gruppen, die von drei Seiten in den Herzentessel hineinstoßen sollten. Um ihnen aber noch eine letzte Chance zu geben, gingen vier unserer besten Leute mit Hakenkreuzarmbinden in den Saal. Die Antwort war ein fürchterliches Geheul.

Da griffen wir zu! Wie eine Sturmflut schwemmten sie aus dem Saal, den Häusern, den Scheunen — woher sie nur alle kamen — die Straße war schwarz. Mit Stuhlbeinen, Latten, Steinen, Bohlenstangen stürmten sie an. Ihre Uebermacht gab ihnen die Sicherheit. Es setzte blutige Nasen und Schädel — zweimal ramnten sie an, dann war die Reihe an uns.

Mit einem plötzlichen Vorstoß trieben wir sie die Dorfstraße hinunter, aber hier ging es nicht mehr weiter. Die Straße war verstopft mit schreienden und gestikulierenden Juden, während die Reihen, die uns gegenüber standen, mit dem Mut der Verzweiflung fochten. Andre hatten sich erhöhte Positionen ausgesucht und warfen ganze Lawinen von Pflastersteinen herüber, von denen zum Glück die wenigsten trafen, da unsere dünnen Reihen sehr auseinandergezogen waren.

Nein, es waren keine großen kriegerischen Leistungen, welche uns da geboten wurden. Sie, die achtmal mehr waren als wir, hätten uns mit ein wenig Mut blühschnell überrennen können. So kam die Entscheidung von einer ganz anderen Seite als erwartet.

Ganz fern, auf der Straße von Wigenhausen her, heulten plötzlich Sirenen und flammten Scheinwerfer auf — Polizei aus Kassel, die in rasender Fahrt auf einen telephonischen Anruf hin herangespitzt kam. Jetzt war es für uns Zeit zu verschwinden. Verschwinden — aber wohin?

Nach rückwärts oder seitwärts über die Felder konnten wir nicht — dort hätten sie uns sofort geschnappt. Auf der anderen Seite floß die Werra. Also hinein! Zwei Leute, die nicht schwimmen konnten, wurden untergefaßt und mit hinübergeschleift — ich glaube, sie haben heftig Wasser geschluckt. Aber das Wasser war warm, die Luft sommerlich und beim Laufen fror man sowieso nicht — dampfend kamen wir in der

DfS. an. Nachdem die Verwundeten noch verarztet und mit rauhen Mengen Jods beschmiert waren, herrschte tiefster Friede — die Schlacht war vorbei!

Am Morgen. Ein eiliger „Weder“ kam hereingestürzt: „Raus, raus, die ganze DfS. ist von Polizei umstellt — alles in den Innenhof!“ Ei verflucht! In rasender Eile wurde aufgeräumt, nasse Mäntel verschwanden spurlos mit Gummiknäppeln hinter Dachsparren, blutige Waschbecken und rote Verbandswatte wurden entfernt, Pflaster abgerissen und die Haare in die Wunden gestrichen — nach 10 Minuten war von der nächtlichen Exkursion nichts mehr zu sehen. So gewappnet betraten wir den Innenhof.

Es war ein außerordentlich reichhaltiges Aufgebot an Polizei da — es hätte genügt, um eine kleine Festung zu stürmen. Am Toreingang aber stand auf einsamer Wacht der Schutzengel Wigenhausens — Fässer —, der nicht wußte, ob er lachen oder fluchen sollte.

Man erfuhr Neuigkeiten. Der Sturmführer war geschnappt worden, desgleichen einige andere — darunter auch ein Wigenhäuser SA-Mann. Auf diesen hatte sich nun der gesammelte Groll des Polizeihauptlings entladen, der ihn die ganze Nacht über hatte verhören lassen. Jetzt hatten sie ihn weich ...

Wir waren, wie üblich, semesterweise angetreten, während Herr * wie ein aufgeschreckter Hühnervater frätschschwingend um den Springbrunnen lief. Die versammelte Gemeinde konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren. Dann erschienen, eskortiert von dem Polizeichef und einem seiner Leute, zwei waschechte Vertreter des auserwählten Volkes. Waih geschrien!

Mit kreischenden Stimmen beschuldigten sie bald diesen, bald jenen unter den Angreifern gewesen zu sein. Da aber einige davon ein einwandfreies Alibi sofort nachweisen konnten, wurden die beiden „Hauptzeugen“ rasch wieder abserviert. Es kam jetzt der Trumpf der Polizei — der Wigenhäuser SA-Mann.

Was sie ihm vorgeredet hatten, weiß ich nicht. Jedenfalls wählte er mit Bedacht alle Versammlungsteilnehmer aus. Mit gemischten Gefühlen bestiegen wir das wartende Polizeiauto — 22 Mann hoch.

Um den Wagen aber scharten sich die Kameraden. Es begann mit einem leichten

Grossen im Hintergrund — dann brach es aus. Ein einstimmiges Wutgeheul empfing die Polizeimannschaft, Zehlen, Pfeifen, Sprechhörn: „Deutschland erwache, Juda verrecke, Sieg Heil, Sieg — Kampf — Rache — Deutschland erwache“ — es war herrlich. Das Getöse hörte selbst dann nicht auf, als Herr *, schäumend vor Zorn, mit dem Stock gegen die Demonstranten anging; er war schon immer leicht erregbar.

Endlich gelang es dem Häuptling der Polizei zu Worte zu kommen. „Wenn Sie sich nicht sofort entfernen“, schrie er, „dann lasse ich mit der blanken Waffe gegen Sie

daß wir uns nicht miteinander unterhielten, lösten sich von Zeit zu Zeit ab.

Plötzlich öffnete sich die Tür und mit einem kräftigen „Heil Hitler“ begrüßte uns Roland Freisler — damals Rechtsanwalt, heute Staatssekretär —, unser Verteidiger. „Meine Herren“, sagte er, „ich darf zwar nicht mit Ihnen sprechen, aber andeuten möchte ich doch, daß alles in Ordnung ist und sich Ihre Unschuld in Kürze erweisen wird — Heil Hitler!“. Draußen war er wieder.

Der Rest ist schnell erzählt — die meisten von uns wurden noch am selben Abend frei-



Nach der Judenschlacht

vorgehen!“ Woraufhin aus dem Haufen die mit einem Beifallssturm aufgenommene Antwort kam: „Dann werfen wir dich mit- samt deinen Männchen zu den Fischen!“

Der brave Mann war machtlos — jedes Wort, das er sagte, wurde unverständlich in dem Protestgeschrei der Kameraden. Resigniert ließ er aufahren und zuckte mit keiner Wimper, als wir im Wagen noch ein herzhaftes „Sieg — Kampf — Rache — Deutschland erwache“ zurückriefen.

Dann saßen wir auf dem Landratsamt — Stunden und Stunden. Kein Mensch kam, um uns zu sagen was los wäre, nur die kontrollierenden Polizisten, die aufpaßten,

gelassen, aber unter Anklage gestellt wegen Landfriedensbruch, Sachbeschädigung (die armen Zaunlatten), schwerer Körperverletzung usw. Einige wurden überführt, verurteilt und mußten die DKS verlassen. So die Kameraden Fritz Schreiber, Harry Hofmann, Dinkelader u. a. Wir anderen wurden wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.

Aber wie tobten die jüdischen Gazetten. Es gab keinen Ehrennamen, den man uns nicht anhing: Nazimordbanditen, Henkersknechte, Würgekommandos und was der schönen Ausdrücke mehr sind. Sogar eine ganze Reihe ausländischer Zeitungen brach-

ten die Meldungen. Es war ein wildes Gezeiter.

Die „Vossische Zeitung“ aber erhob ganz kalt die Forderung: „Fort mit dieser Brutstätte der Reaktion. Wozu braucht ein Deutschland ohne Kolonien noch eine Kolonialschule!“ Weiß Gott, das Weiterbestehen der DKS hing an einem Fädchen, und man muß anerkennen, daß Direktor Arning die Sache wieder eingereicht hat.

Man kann heute über diese Geschichte lächeln — es ist ja schon so unendlich lange her und soviel inzwischen geschehen. Wir wollen aber nicht vergessen, daß es für viele Kameraden damals eine Existenzfrage war,

ob sie die DKS verlassen mußten oder nicht. Keinen aber hat es gegeben, der ängstlich abgeschwenkt wäre und seine Kameraden im Stich gelassen hätte.

Heute sind die Männlein verschwunden, die der DKS damals an den Krügen wollten, die Stare sind weitergezogen, und Herr Georg Bernhard von der „Vossischen Zeitung“ saugt sich nun in Paris die Greuelmärchen für die Emigrantepresse aus den Redaktionsfingern. Friede ihrer Asche! Hoffen wir, daß man die Herren, die sich damals in Oesterreich häuslich niedergelassen haben, heute genau so schnell wieder hinauswirft, wie sie feinerzeit hereingekommen sind. Das würde mich besonders freuen!

Zur Geschichte des Grund und Bodens und der Baulichkeiten der Deutschen Kolonialschule bis etwa 1900

W. G. Dietrich

Witzenhausen ist vor allem durch seine Kolonialschule in der ganzen Welt bekannt geworden, weniger bekannt — auch bei uns DKSe — ist allerdings die geschichtliche Entwicklung dieser Stadt und damit auch die Geschichte des Grund und Bodens, auf der heute die Kolonialschule steht.

Das Werratal war zur Zeitenwende von Chatten bewohnt, die wie fast alle westdeutschen Stämme um 500 unter die fränkische Oberherrschaft kamen. Die kleine Ansiedlung des heutigen Witzenhausens bekam einen Fronhof, der im Laufe der kommenden Jahrhunderte öfters von kirchlichem Besitz des Klosters Fulda in weltlichen Besitz der Landgrafen oder anderer Ritter überwechselte, die von den festen Werra-Burgen aus das Land regierten und auslängten. Die erste echte Urkunde aus dem Jahre 1225 erwähnt die Erteilung des Marktrechtes an Witzenhausen, womit es auch zur Stadt wurde. Witzenhausen entwickelte sich infolge der günstigen Verkehrslage zum Handelsplatz der näheren und weiteren Umgebung und baute eine feste Stadtmauer um sich, deren Reste heute in dem Eulen- und Diebes-Turm und dem Mauerrest am Tennisplatz der DKS zu erkennen sind. Die alte Wasserburg, die Altenburg, lag an der Mündung der Gellster in die Werra; sie wurde schon im frühen Mittelalter verlassen, da aus wehrtechnischen Gründen die Burgen auf Bergen errichtet wurden. Im Jahre 1278 erwuchs aus diesen Ruinen an der Gellstermündung ein Zisterzienser-Nonnen-Kloster, dessen Gotteshaus die jenseits der Werra gelegene Nikolauskapelle war. (Noch heute als Ruine am Weinberg sichtbar.) Bald verließen jedoch die Nonnen wieder Witzenhausen, und im Jahre 1291 übergab der Stadtpfarrer mit landesherrlicher Genehmigung die Gebäude und Ländereien an die Ordens-

brüder von St. Wilhelmi. Sie errichteten erneut große Gebäude, deren Grundmauern zum Teil noch heute stehen. Der große Stadtbrand von 1479 verschonte die Klostergebäude, die in späteren Jahren über die Ufer der Gellster hinaus erweitert wurden. Noch heute sind die alten Gewölbe, unter denen die Gellster hindurchfließt, erhalten.

Die Einwohnerzahl und der Wohlstand der Stadt wuchsen ständig, besonders dadurch, daß die Bewohner der umliegenden Dörfer als Stadtbauern nach Witzenhausen zogen, um mehr Schutz vor den ständig häufiger werdenden Raubzügen der Ritter zu haben. Die Dörfer zerfielen und die Felder wurden von der Stadt aus weiter bestellt. So steht heute das Vorwerk Gellsterhof auf dem Gelände des ehemaligen Dorfes „Kengershausen“.

Im Jahre 1527 tritt durch die sich ausbreitende Reformation auch in den Klostergebäuden dahin ein Wandel ein, daß die Wilhelmiter, wie alle anderen heftischen Klosterorden, aufgehoben werden. Die Ländereien werden von einem landgräflichen Vogt verwaltet, die Klostergebäude zerfallen und werden teilweise als Wirtschaftsräume des Gutes benutzt.

Im Jahre 1809 zerstört der zweite große Stadtbrand fast sämtliche Klostergebäude, und so standen seit dieser Zeit die ab- und ausgebrannten Gemäuer des einstmaligen großen Klosters verlassen da, bis am 1. Juli 1898 der Gründer der Deutschen Kolonialschule, Professor Fabarius, wieder neues Leben in die zerfallenen Hallen brachte. Durch den langen Verfall waren nur noch wenige Stücke der gotischen Baukunst erhalten geblieben, doch es gelang, die alten Baulichkeiten für die neuen Zwecke unter Wahrung der baulichen Eigentümlichkeiten des alten Klosters auszubauen.